

Für Afrika in Genf unterwegs

Genf ist die internationalste Stadt der Schweiz. Verschiedene Uno-Organisationen, das Internationale Komitee vom Roten Kreuz, die WTO oder die Fernmeldeunion sind nur einige der rund 200 internationalen Regierungs- und Nichtregierungsorganisationen, die sich hier niederlassen haben. Eine Begegnung mit Maurice Katala, einem Afrikaner, der seit 1977 in Genf lebt, gibt einen kleinen Einblick in eine internationale Stadt.

Was man in der Deutschschweiz mit der «neuen Migration» bezeichnet, ist für Genf schon lange Alltag. Wegen der vielen internationalen Organisationen leben hier viele gut- und höchstqualifizierte Zugewanderte. Viele kommen für einige Monate oder Jahre, andere lassen sich in Genf oder in der Umgebung für längere Zeit nieder. Die Stadt Genf weist im Februar 2009 einen Ausländeranteil von 45 Prozent auf, im Kanton Genf sind es knapp 39 Prozent.

Wer einen Einblick ins internationale Genf möchte, tut dies am besten in den Räumlichkeiten der Uno. Im März trifft sich hier der Menschenrechtsrat zu seiner zehnten Session. Der Verhandlungssaal, ein heller, weiter Raum mit der Decke einer Tropfsteinhöhle, ist voll, die Wandelgänge machen ihrem Namen alle Ehre. In kleinen Gruppen verhandeln Regierungs-

und NGO-Vertreter des gleichen Landes, suchen Interessengruppen nach einem Kompromiss, wird lobbyiert und Kontakt gesucht. Einer, der in dieser Umgebung auflebt, ist Maurice Katala, ein NGO-Vertreter. Seine Augen gleiten immer wieder über die Besuchergruppen im Café Serpent. Vielleicht entdeckt man ja jemanden, den man unbedingt noch sprechen sollte. Es gilt, Verbündete für eine neue Konferenz zu finden.

Eine afrikanische Familie

Wir haben uns verabredet, um über den Alltag im internationalen Genf zu sprechen. Fühlt sich mein Gesprächspartner hier eigentlich in der Schweiz, oder sitzt über diesem internationalen Genf eine unsichtbare Käseglocke? Maurice Katala ist 1977 in die Schweiz gekommen. Er engagierte sich während seiner Studienzeit in Marokko politisch, nahm Partei gegen die Regierung in seinem Heimatland Kongo. Er wurde ausgewiesen, suchte Schutz in der Schweiz. War es leicht, hier als Flüchtling anerkannt zu werden? Nein, es hat lange gedauert. Aber er will sich nicht beklagen, ist dankbar, dass er hier bleiben durfte. Katala bildete sich hier zum Journalisten aus, hat für eine Genfer Zeitung geschrieben. Doch seit vielen Jahren engagiert er sich beruflich für das, was ihm auch persönlich am meisten am Herzen liegt: für den afrikanischen Kontinent.

Fragen nach Privatem beantwortet er knapp. Nicht weil sie für ihn unangebracht oder störend sind, sondern wohl eher, weil das Private nicht so wichtig ist. Wichtig ist die Zukunft «seines» Kontinents. Wichtig ist es, an den ungelösten Problemen von Migration und Entwicklungshilfe dran zu bleiben. Die Unterscheidung zwischen Flüchtling und Migrant sei zu überdenken, betont er. Ist einer, der flieht, weil er seine Familie nicht ernähren kann, ein «Wirtschaftsflüchtling» oder nicht eher ein «Hungerflüchtling»? Sollte die Antwort des Westens Abwehr sein oder nicht eher verbesserte und aufgestockte Entwick-

lungshilfe? Diese Fragen sind zweifellos wichtiger als die Zahl seiner Kinder. Ja, es ist eine afrikanische Familie, die Frau aus Angola, Schwiegersöhne aus Nigeria. Die Kinder und Grosskinder haben den Schweizerpass, die Ehefrau wird in naher Zukunft eingebürgert.

Mein Gesprächspartner lebt also seit über 30 Jahren in Genf. Was kennt er vom Rest der Schweiz? «Ich kenne den Aargau, Basel und natürlich Bern.» Und schon sind wir wieder bei der Politik. Dort hat er als Mitglied eines Diskussionsforums regelmässig Treffen bei der Deza, der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit. Und dort hat er auch Christoph Blocher, als dieser noch Bundesrat war, getroffen. Der SVP-Bundesrat hatte öffentlich geäussert, Afrikaner seien faul. Der kongolesische Flüchtling war beeindruckt vom Bundesrat, dessen Gesinnung ihm allerdings überhaupt nicht passt. «Aber er hat sich einen ganzen Nachmittag Zeit genommen, um mit unserer Delegation zu reden, hat zugehört und sogar einem meiner Vorschläge zugestimmt.»

Wie schwierig ist es, in der Schweiz Fuss zu fassen? Katala wird nachdenklich. Eine Stelle zu finden, sei oft schwierig. Und ganz zu Beginn? Da hatte er den Eindruck, dass man in den Siebzigerjahren in der Deutschschweiz eher anerkannt worden sei. Jetzt sei es wohl für einen Afrikaner einfacher in der Romandie. Die eigenen Töchter sind gut ausgebildet und haben nach dem Studium vielversprechende Stellen gefunden.

Genf als Spiegel der Schweiz

Für Maurice Katala kommt nur Genf als Wohnort in Frage. «Genf ist der Spiegel der Schweiz. Genf bedeutet Rotes Kreuz.» Das hört er im Ausland immer wieder und er findet, die Schweiz müsse Sorge tragen zu diesem Erbe. Die gegenwärtige Asylpolitik, vor allem im Bereich des Familiennachzugs, entspricht nach seiner Meinung nicht dem Geist des Roten Kreuzes. «Gegenwärtig merkt die Schweiz, dass sie die Diskussion zum Bankgeheimnis zu lange verschlafen hat. Sie muss aufpassen, dass sie nicht eines Tages erwacht und feststellt, dass der Rotkreuz-Gedanke dem Land abhanden gekommen ist.»

Genève est la ville la plus internationale de Suisse. Différentes organisations de l'ONU, le Comité international de la Croix-Rouge, l'Organisation mondiale du commerce (OMC) ou l'Union internationale des communications (UIC) ne constituent que quelques-unes des près de 200 organisations internationales gouvernementales et non gouvernementales établies dans la ville de Calvin. On ne s'étonnera donc guère que Genève soit la ville de Suisse qui compte le plus fort pourcentage d'étrangers. Maurice Katala, un Africain qui y vit depuis 1977, propose un petit aperçu de la Genève internationale.



Gehört Maurice Katala zu jenen, die in der Stadt Genf eine Wohnung gefunden haben? «Zum Glück. Aber es ist enorm schwierig, eine bezahlbare Wohnung zu finden. Ich kenne viele, die sich Genf nicht mehr leisten können und ins nahe Frankreich gezogen sind.» Er berichtet gar von einer Initiative des Stadtpräsidenten von Annemasse, der versucht, den in Genf tätigen NGOs günstige Büroräume anzubieten.

Und wenn es mal ein freies Wochenende gibt oder eine Woche Ferien. Wohin zieht es dann die Familie Katala? Nach Frankreich vor allem, aber auch nach London oder Belgien. Der Grund ist leicht zu erraten: Dort gibt es grosse afrikanische Communities. Und Reisen nach Afrika? Die gibt es selbstverständlich auch. Und immer reist er mit dem Flüchtlingspass. Es wäre doch für ihn ein Leichtes, den Schweizerpass zu erhalten. Denn will er nicht, er will zurück in den Kongo, irgendwann, wenn es die politische Situation erlaubt. Irgendwann wird die Zeit reif sein für seine Rückkehr. «Dann braucht mein Land auf dem Weg zur Demokratie gute Ideen und vielfältige Erfahrungen.»

Schliesslich die Frage nach der Integration. Lebt Maurice Katala in Genf in einem «Warteraum», zusammen mit anderen Afrikanern und dem Rest der internationalen Gemeinschaft? Er denkt nach. Es sei auffallend, dass sie von Schweizer Freunden und Bekannten kaum mehr eingeladen werden. «Am Anfang war das anders, da luden uns die Schweizer ein. Sie wollten uns kennen lernen, wollten uns helfen, uns hier zurecht zu finden. Aber jetzt sind wir schon so lange hier, da denken sie wohl, wir bräuchten keine Hilfe mehr bei der Integration.»